

**Die Generation der Kriegskinder und ihre Botschaft für Europa  
60 Jahre nach Kriegsende**

Internationaler Kongress, veranstaltet vom Institut für Jugendbuchforschung  
der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main  
Frankfurt/Main, 14. bis 16. April 2005

„Dürfen die das?“ So lautet die zweifelnde und bisweilen vorwurfsvolle Frage, wenn die „Generation der Kriegskinder“, also jene zwischen ca. 1930 und 1945 Geborenen, beginnt, über ihre Kindheits- und Jugenderfahrungen in Kriegs- und Nachkriegszeit zu sprechen. Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung, Hunger, Vergewaltigung, verzweifelte Mütter und abwesende Väter waren Eckpunkte von kurzen Kindheiten, die durch frühes Erwachsenwerden, durch Verantwortlichkeit und Funktionieren geprägt waren. Doch konnten die belastenden Erfahrungen oft nicht angemessen verarbeitet werden, blieben Auf- und Durcharbeitungsprozesse aus verschiedenen Gründen lange Zeit aus: Belastende Erlebnisse, drängende Nachkriegsprobleme oder das Übernehmen von Elternfunktionen für traumatisierte Mütter und zerrüttete Väter erlaubten in vielen Fällen keine emotionale und affektive Selbstverortung. Ein Teil dieser Generation trat die Flucht in Leistung an, eine Reaktion, die in den Notwendigkeiten des gesellschaftlichen und staatlichen Wiederaufbaus eine wechselwirkende Entsprechung fand, deren äußerlicher Erfolg Belastungen und Probleme aber häufig nur verdeckte und verdrängte. Einem anderen Teil stand dieser Weg erst gar nicht offen; ihr Leben war geprägt durch körperliche und psychosomatische Folgeschäden, durch Identitätsstörungen, Beziehungsprobleme, eingeschränkte Funktionsfähigkeit im Alltag, eine verminderte Lebensqualität. Lange Zeit dominierte zudem die Vorstellung, Kinder könnten gar nicht traumatisiert werden. Und heute, so wird aus der Praxis berichtet, werden die psychogenen Symptome ihrer Altersgenossen nur selten von den Psychiatern dieser Generation auf belastende Kriegskindheitserfahrungen zurückgeführt oder gar, im Zuge der Eigenübertragung, von Therapeuten als geringfügig erachtet.

Hinzu kommt eine vielschichtige und ambivalente Eigenperspektive der Kriegskinder: So verweist das verbreitete Grundgefühl „mir darf es nicht gut gehen“ auf die Loyalität der Kriegskinder ihrer Eltern- generation gegenüber, deren Hilfsbedürftigkeit sie wahrnahmen und deren wie auch immer motiviertem Schweigen sie sich solidarisch anschlossen. Das Schweigen der Kinder ist jedoch mit dem schuldbedingten Schweigen der Eltern, mit dem Schweigen der Täter, nicht identisch, hatte dort aber auch einen Ausgangspunkt: Sie selbst fragten sich: „Darf ich das?“, nämlich angesichts von Massenvernichtung und Vernichtungskrieg das eigene Schicksal beklagen, und beantworteten diese Frage oft – und nicht zuletzt wegen der Verstrickung der eigenen Eltern aus Scham – negativ. Es waren weite Teile dieser Generation, die in vielerlei Formen die deutsche Gedenkkultur an den Holocaust gestaltet und den Diskurs um Schuld und Verantwortung im Erinnern an deutsche Vergangenheit verankert hat. Und so wird deutlich, dass in der Tat diese Generation lange nicht über ihr selbst erfahrenes Leid gesprochen hat, dass dafür jedoch weniger ein gesellschaftliches „Tabu“ verantwortlich war als vielmehr eine innere Zensur dieser Generation infolge der Bagatellisierung eigenen Leids und – angesichts von Täterschaft und Nutznießertum der Eltern – der schamhaften und vorwurfsvollen Sprachlosigkeit. Dass die Eltern für das selbst erfahrene Leid nur gebrochen verantwortlich gemacht werden konnten, dürfte zum schwierigen Schweigen der Kriegskinder beigetragen haben.

Ob dieser Stille, die sie umgibt, scheint es, als habe man es tatsächlich bei dieser Generation mit einer äußerlich unauffälligen bis erfolgreichen, in ihren psychischen Zusammenhängen und Bedürfnissen aber eigentlich „vergessenen Generation“ (so der Titel eines Buches von Sabine Bode) zu tun. Gegen diesen Status macht sich jüngst bei Angehörigen dieser Generation ein Bedürfnis bemerkbar, die Erinnerung an die eigene Kriegskindheit zu thematisieren; bei vielen zum ersten Mal und auch zum Teil unter schweren psychischen Mühen. Nun, im Alter, weckt der Eintritt in den Ruhestand das Bedürfnis nach Bilanzierung, werden im Rückblick frühkindliche seelische Verletzungen offenbar, die Verhaltensweisen des Erwachsenenlebens prägten, führen Sirenengeheul oder Gerüche im „now-moment“ zu einer Re-Traumatisierung, die eine neue Selbsthistorisierung, aber auch Depressionen und Orientierungskrisen auslösen kann. Lebensbilanz und biographische Selbstdeutung richten den Blick auf das eigene Leben, oft aber auch auf das der Kinder und auf die Frage, was man denn der nachfolgenden Generation mit auf den Weg gegeben hat – „Gepäck“, das eigene oft, allemal. Wie schwer dies aber für die Generation der Kriegskinder und deren Nachkommen wiegt, beginnt die Forschung erst aufzudecken.

In diesem Prozess der Re-Thematisierung kriegskindlicher Erlebnisse und ihrer Langfristfolgen war der Frankfurter „Kriegskinder-Kongress“ ein Wegpunkt. Über 600 Teilnehmer – Wissenschaftler, Therapeuten und Betroffene, die meisten rechneten sich selbst dieser Generation zu – fanden sich in Frankfurt zu einem interdisziplinären wissenschaftlichen Austausch zusammen, der den Austausch von Erfahrungen in der therapeutischen Praxis, aber auch den Austausch über konkrete, meist belastete Lebensvollzüge unter den Betroffenen immer wieder mit einschloss. Die Ziele des Kongresses waren bewusst vielfältig gestaltet: Es sollte die Geschichte des Krieges aus der Perspektive der damaligen Kinder und Jugendlichen betrachtet und deren Erfahrungen von Gewalt und Verlust vergegenwärtigt werden. Geschichtspolitik und offizielle Erinnerungskultur sollten in Hinsicht auf eine Marginalisierung der kindlichen Kriegserfahrungen befragt werden. Und schließlich sollten die langfristigen psychischen Folgen der Kriegskindererfahrungen für deren weiteren Lebensvollzug thematisiert werden: die Versuche im fortgeschrittenen Alter, die kindlichen Gewalt- und Verlufterfahrungen in die eigene Biographie zu integrieren, die aktuelle psychische Verfassung von „Kriegskindern“ in Beziehung zu den biographischen Erfahrungen, die transgenerationelle Dimension.

Aus diesen Zielen heraus ergab sich auch Kritik; der Kongress hatte sich der Frage „Dürfen die das?“ von Anfang an zu stellen. *Dieter Graumann*, Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Frankfurt, stellte am Eröffnungstag des Kongresses in seinem Grußwort nicht genau diese Frage, aber er fragte: Dürfen die das *so*? Ohne explizit das Schicksal jüdischer Kinder und Jugendlicher zu thematisieren? Er habe „Bauchschmerzen“ angesichts des Tagungsprogramms, das den Kindern der Shoah nicht genügend Raum gebe. Graumann warnte davor, einen „unappetitlichen Einheitsopferbrei“ zu rühren und eine „anrühige Hitparade der Leiden“ aufzustellen, in der die Vernichtung der Juden mit dem Leid der Verursacher verrechnet und das Schicksal der jüdischen Kinder abgedrängt werde. Man könne, so Grundmann, keinen Wettbewerb der Opfer haben wollen, Gleichmacherei aber – „Wir haben alle gelitten!“ – dürfe ebenfalls nicht sein.

Grundmanns Befürchtungen und die – wie die begleitende Berichterstattung zeigte – einer überaus interessierten Öffentlichkeit, dass hier Geschichtspolitik an einen überwunden geglaubten Diskurs nach Kriegsende anknüpfe und erneut zu einer Selbstkonstruktion der Deutschen als Opfer führe, bewahrheiteten sich nicht, schon, weil das Schweigen der Kriegskinder ein anderes war als das ihrer Eltern und ihre Motivation zur Thematisierung ihres Leidens ebenfalls eine andere als die der „Tätergeneration“. Es ging bei diesem Kongress, so kann die Absicht der Initiatoren und der Diskussionsverlauf in den meisten Workshops wohl gefasst werden, vor allem darum, die Erfahrungen von „Kriegskindern“ als Ursache für Beschwerden im Alter überhaupt erst einmal in das Bewusstsein von vor allem Psychologen und Historikern zu bringen, dann aber auch darum, auf interdisziplinäre Weise Kenntnisse über die zeitgeschichtlichen Hintergründe zu erlangen. Welche Rolle wird diesen Hintergründen in der therapeutischen Praxis beigemessen? Erlaubt es, so eine zentrale Frage, ihre gesellschaftliche und politische Einstellung Therapeuten und Forschern überhaupt, diese Thematik als primär forschungsrelevant anzusehen?

Einige grundlegende Zusammenhänge zwischen den zeitgeschichtlichen Hintergründen, den Erfahrungen von Kriegskindern und den psychischen Langfristfolgen thematisierte der Psychoanalytiker *Hartmut Radebold* aus Kassel, einer der Initiatoren des Kongresses, in seinem Eröffnungsvortrag. Vor allem Vaterlosigkeit und die verschiedenen Formen von Verlust und Gewalt bei Ausbombung, Flucht oder Vertreibung seien die prägenden Kriegs- und Nachkriegserfahrungen der zwischen 1930 und 1945 Geborenen gewesen. Doch nicht für alle: Während rund 40 Prozent der damaligen Kinder und Jugendlichen offenbar nichts Gravierendes erlebt hätten, seien ca. 30 Prozent zeitweilig betroffen gewesen, ca. 30 Prozent hingegen intensiv und langfristig. Dabei seien drei zentrale Bereiche der Beschädigung auszumachen, nämlich Erfahrung aktiver und passiver Gewalt, Trennung und Verlust von wichtigen Bezugspersonen sowie Verlust von Heimat, Sicherheit und Geborgenheit, wobei meist mehrere Bereiche zusammentrafen. Das weitere Leben dieser Betroffenen sei durch die frühzeitige Übernahme einer Elternrolle, durch eine sie überfordernde Verantwortung und hohe Leistungsansprüche auf psychisch belastende Weise geprägt. Nun – meist mit dem Eintritt dieser Generation ins Rentenalter – lässt sich bei ihnen ein erneutes, oft retraumatisierendes Aufbrechen der Erinnerung beobachten: Scheinbare Kleinigkeiten wie Sirenengeheul, aber auch Fernsehbilder von aktuellen Kriegen könnten, so Radebold, Panikattacken und Depressionen auslösen.

In seinem Workshop-Beitrag systematisierte Radebold mögliche Folgen von Kriegskindheit: Es könne bei der Gruppe der schwer Belasteten zu erheblichen psychogenen Beeinträchtigungen kommen, zu posttraumatischen Belastungsstörungen, zu depressiven Symptomen, körperlichen Beschwerden und Identitätsstörungen (eingeschränkte und verunsicherte Identitäten, Identitätsabbrüche, unbekannte Identität durch Verlust der Eltern). Häufig sei bei diesen Personen ein vorsichtiges, skeptisches, misstrauisches Wesen zu beobachten und Verhaltensweisen wie Sparsamkeit, Altruismus, geringe Rücksichtnahme auf den Körper sowie freundliches und angepasstes Funktionieren. Und zusammen mit überindividuellen Faktoren wie Beziehungsstörungen (Beziehungsabbrüche, Wahrnehmung von Beziehungsunfähigkeit), familiären und transgenerationellen Störungen führten diese psychogenen Symptome letztlich dazu, dass die Betroffenen insgesamt von einer eingeschränkten psychosozialen Funktionsfähigkeit in der Alltagsbewältigung und von einer eingeschränkten Lebensqualität berichten.

Schätzungsweise rund 2,5 Millionen Kriegskinder seien als Halb- und ca. 200.000 als Vollwaisen aufgewachsen; man geht von europaweit etwa 20 Millionen Halbweisen aus. Historisch betrachtet sei es noch unklar, was es bedeute, dass auch etwa maßgebliche Politiker wie Bundeskanzler Gerhard Schröder oder Bundespräsident Horst Köhler, aber auch führende Industrielle oder Manager zu der Generation der Kriegskinder zählten.

Der zweite Tag stand dann ganz im Zeichen der fünf Sektionen mit je vier Workshops, die jeweils von einer der beteiligten Disziplinen, von der Zeitgeschichte, der historischen Bildungsforschung, der Literaturwissenschaft, der Psychoanalyse sowie der Gerontologie, betreut waren. Aus diesen über siebzig Vorträgen können hier natürlich nur einige wenige ausgewählt werden, und zwar aus der zeitgeschichtlichen Sektion 2: „Kriegserfahrung von Kindern als Gegenstand von Geschichtspolitik und Erinnerungskultur“ sowie aus der gerontologischen-psychiatrischen Sektion 3 „Das Kriegsende ist nicht das Ende des Krieges: Lebenslange Folgen von Kindheiten im Zweiten Weltkrieg“.

Gleich zu Beginn des zeitgeschichtlichen Workshops „Kriegsfolgen und Generationengeschichte im 20. Jahrhundert. Kriegskindheiten in und nach dem Zweiten Weltkrieg“ machte die Moderatorin *Ute Daniel* (Braunschweig) auf einen blinden Fleck in der Perspektive der Geschichtswissenschaft aufmerksam: Da sie versessen sei auf Ursachen, nehme sie die Verarbeitung historischer Umbruchssituationen nur selten in den Blick; die Generationengeschichte setzt nicht zuletzt gerade hier an. So wies *Jürgen Reulecke* (Gießen) auch darauf hin, dass die Väter der Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs häufig selbst ebensolche gewesen waren (des Ersten Weltkriegs nämlich), und dass dies das Verhältnis zwischen diesen Generationen auf spezifische Weise prägte. Damit erweiterte er die Perspektive auf die Verarbeitung der Kriegsfolgen der vaterlosen Söhne

um den Aspekt der defizitären „Söhnlichkeit“ – und um eine weitere Ebene der generationellen Abfolge. Ein spezifisches Verhältnis entwickelten auch die weiblichen Kriegskinder, die Töchter, zu ihren Vätern, wie *Klaus Latzel* (Jena) zeigte. Er stellte am Beispiel der Briefe von Töchtern an die Front heraus, dass diese durchaus kriegsbegeistert waren und auf der Suche nach deren Anerkennung ihren Vätern „Kriegskompetenz“ beweisen wollten. „Die Generation der Kriegskinder ist keine Generation, und sie haben auch keine Botenschaft, sondern sie brauchen eine.“ Gewohnt pointiert und provokativ griff *Lutz Niethammer* (Jena) den Titel des Frankfurter Kongresses auf. Die Sinnstiftungsmuster, Grundbedingung von Generationalität, „der Kriegskinder“ verlaufen aufgrund der passiv gemachten kindlichen Einzelerfahrung eher individuell, bagatellisierend, gleichsam nach innen.

Der zweite Workshop war Überlegungen gewidmet, wie Kriegskindheit als Thema historischen Lernens in Schule und Öffentlichkeit etabliert werden kann. *Saskia Handro* (Bochum) untersuchte den Wandel der Darstellung von Kriegskindheit im Schulbuch, dem prominentesten Medium der Geschichtsvermittlung in der Schule und damit langfristig auch des kulturellen Gedächtnisses. *Gerhard Henke-Bockschatz* (Frankfurt) machte die unterrichtliche Arbeit mit Ego-Dokumenten als eine zentrale Möglichkeit aus, das Kriegsende und Kriegskindheit zu thematisieren; Kontextualisierung und eine vergleichende Perspektive könnten verhindern, dass die Opfer des Nationalsozialismus ausgeblendet würden. Die eigene Prägung durch den Nationalsozialismus bzw. durch ihre Kriegskindheit zu berücksichtigen, mahnte *Peter Schulz-Hageleit* (Berlin) für alle im historischen Bereich Lehrenden an. Historisches Lernen sei nicht auf die Schule beschränkt, sondern liege auch im Verantwortungsbereich von Öffentlichkeit, Politikern und Historikern.

Aus zeitgeschichtlicher Perspektive näherte sich der dritte Workshop transgenerationellen Aspekten der Verarbeitung von Kriegserfahrungen und den Mechanismen der Selbsthistorisierung Betroffener. Im Stile der Ego-Historie thematisierte *Ursula Becher* (Düsseldorf) verschiedene Aspekte der lebenslangen Prägung und Belastung durch Kriegskindheit; ihre Erfahrungen, so zeigte die Diskussion, wurden von vielen geteilt. *Barbara Stambolis* und *Dieter Pfau* (Siegen) untersuchten die Bildsprache und den Symbolgehalt von Kriegskinderbildern. Diese zeigten häufig Frauen und traurige, kleine Jungen; letztere standen, da man ihnen keine Verantwortung für Nationalsozialismus, für Krieg und Kriegsfolgen geben konnte, für die männliche Unschuld der Nachkriegszeit, was sie als Symbolfigur beider deutschen Nachkriegsgesellschaften prädestinierte.

Der letzte Workshop war mit „Versuche und Wege, den Langzeitfolgen der Kriegskindheit auf die Spur zu kommen“ überschrieben. Kritische Worte zur Generationalität der Kriegskinder fand Moderator *Harald Welzer* (Essen/Hannover); er beobachte eine „Selbsterfindung“ einer Generation, was durch eine gesellschaftliche „memory mania“ unterstützt werde. Zudem gebe es noch keine Theorie über kollektive Erfahrung von Gewalt und deren Rolle im transgenerationellen Zusammenhang. Dem standen die Ergebnisse der beiden Referate des Workshops etwas entgegen. *Astrid von Friesen* (Dresden) berichtete von ihrer Arbeit mit Kriegskindern, die an posttraumatischen Belastungsstörungen litten. Und *Sibylle Hübner-Funk* (München) stellte vor dem Hintergrund der vielfältigen psychogenen Belastungen der Kriegskinder, vor allem aber aufgrund der Prägung weiter Bevölkerungskreise durch die HJ den Gründungsmythos von der „Erfolgsgeschichte Bundesrepublik“ in Frage.

Aus der psychiatrisch-gerontologischen Perspektive wurden die Langfristfolgen von Kriegskindheit in der Sektion „Lebenslange Folgen von Kindheiten im Zweiten Weltkrieg“ in den Blick genommen. Der zweite Workshop dieser Sektion etwa stellte die eine der beiden wohl wichtigsten Fragen zum Thema: „Lebenslange Folgen?“, während sich der dritte Workshop dieser Sektion der anderen Frage annahm, nämlich: „Lebenslang identitätsbildend? Transgenerationelle Weitergabe?“. *Gudrun Schneider* (Münster) stellte eine Studie vor, die nach dem Zusammenhang zwischen der objektiven gesundheitlichen Situation der Kriegskinder im Alter und ihrer subjektiven Lebenszufriedenheit fragte, danach also, wie gesundheitlich belastet sie im Alter sind und wie hoch ihre funktionelle Behinderung im Alltag ist. Im Ergebnis zeigte sich ein signifikanter negativer

Einfluss biographischer Faktoren bei subjektiv stärker belasteten Kriegskindheiten auf die körperliche Situation im Alter. *Gereon Heuft* (Münster) befasste sich mit dem Themenkomplex Trauma-Reaktivierung, die sich nach einer überaus langen, 20- bis 40jährigen Latenzzeit aufgrund der nun ausbleibenden narzistischen Bestätigung durch den Beruf nach der Berentung einstellen kann oder aufgrund des Nicht-Zurechtkommens mit dem Alternsprozess. Therapeutisch von Bedeutung sei das Missverhältnis, dass zwar 27 Prozent dieser Altersgruppe psychogene Symptome zeige, jedoch nur 0,2 Prozent davon einen Antrag auf z.B. Verhaltenstherapie stelle. Heuft spricht hier von einer „massenhaften Indikationszensur für Psychotherapie im Alter“.

Die Auswirkungen von Ausbombung, Vertreibung und überwiegendem vaterlosen Aufwachsen auf das heutige Befinden waren Gegenstand des Vortrags von *Elmar Brähler* (Leipzig). Eingeschränkt seien, so die zusammengefassten Ergebnisse einer auf Fragebogen basierenden Studie, die körperliche Funktionsfähigkeit, die psycho-soziale Funktionsfähigkeit sowie die Vitalität der Betroffenen; die Lebensqualität und Lebenszufriedenheit sei, vor allem bei Frauen, niedriger. *Rolf Haubl* (Frankfurt) beschäftigte sich mit dem spannenden Zusammenhang zwischen psychosozialen Leid und der Ausbildung von politischem Bewusstsein bzw. mit der Frage, ob die Entwicklung eines politischen Bewusstseins bei der Bewältigung traumatischer Erfahrungen helfen kann. Was etwa haben die frühkindlichen Erlebnisse der Generation der so genannten „68er“ (geboren zwischen 1940 und 1943) mit deren Politisierung zu tun? Aus psychoanalytischer Sicht dekonstruierte Haubl die nach seinen Worten hochmoralische und hochdogmatische „Generation“ mit ihrem Faible für Heiltheorien und interpretierte ihren zum Teil radikal-militanten politischen Habitus, der im antifaschistischen Kampf einen Fokus und in Aktionismus einen Ausdruck gefunden habe, als anti-depressiven Abwehrmechanismus.

Der Workshop zu den transgenerationellen Verhältnissen begann mit Überlegungen *Michaela Köttigs* (Göttingen) zur Prägung rechtsextremer Mädchen und jungen Frauen durch den (unreflektierten) Dialog zwischen den Generationen, vor allem mit jener der Großeltern. Die Prägung beruht nach Köttigs Einschätzung unter anderem auch auf unbearbeiteten familiengeschichtlichen Themen: Es habe in diesem Dialog keine aufdeckende Auseinandersetzung gegeben, vielmehr seien die Opfer- und Leidensgeschichten der Großeltern thematisch ausgebaut und Verdachtsmomente negiert worden. *Andreas Kruse* (Heidelberg) beschäftigte sich mit Lebensrückblicken jüdischer Emigranten und Lagerhäftlinge und der Frage, ob es bei den damals 15-19jährigen zu Identitätsbrüchen gekommen ist und auf welche Weise diese Gruppe dann im höheren Lebensalter ihre Erfahrungen transgenerationell weitergegeben haben. Die für die Identitätsentwicklung hoch belastete Emigration wurde unter anderem dadurch transgenerationell vermittelt, dass die von Kruse Befragten neben einer (bewusst gesetzten) optimistischen Lebenseinstellung hohe Ansprüche an Jugendliche weitergaben, dass deren Biographie gelingen möge. *Gertraud Schlesinger-Kipp* (Kassel) schließlich sprach über Kriegskindheiten in der Erinnerung von Psychoanalytikern. Ausgangspunkt bildete die therapeutische Beobachtung, wie wichtig, gar lebenserhaltend es sein könne, im höheren Erwachsenenalter in einer analytischen Behandlung die frühen Kindheitstraumata zu erinnern, zu wiederholen und durchzuarbeiten. Da die psychotherapeutische Beziehung auch vom Analytiker mitgestaltet wird, muss auch diese Profession mit ihren Biographien in den Mittelpunkt rücken.

Am letzten Tag gingen der abschließenden Podiumsdiskussion zwei resümierende Vorträge voraus. Dabei gelang es *Micha Brumlik*, Direktor des Fritz-Bauer-Instituts in Frankfurt/Main, der Debatte um die Art und Weise, wie über „deutsches Leiden“ gesprochen werden sollte, wichtige Anregungen zu geben. Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung hätten sicherlich auf der subjektiven Ebene großes Leiden ausgelöst. Doch ohne Kontextualisierung dieses Leidens, ohne die Aufdeckung seiner Hintergründe bewege sich das Reden über „deutsches Leiden“ am Rande der Geschichtsklitterung. Es sei in der Tat eine psychologisch ungleich schwierigere Aufgabe, ein Leiden an und von Menschen zu artikulieren, die oft genug nicht nur Opfer von Kriegshandlungen, sondern auch deren Verursacher oder Nutznießer waren. Brumlik forderte eine neue Gedenkkultur, die auf Ambivalenztoleranz beruhe, auf jener Fähigkeit, gleichzeitige, einander widerstrebende

oder gar gegensätzliche Gefühle auszuhalten. Die Notwendigkeit zur Ambivalenztoleranz ergebe sich daraus, dass für eine zukünftige Erinnerungskultur, die sich aufgrund der Epochenschwelle mehr als sechzig Jahre nach den Ereignissen nur noch auf die Historizität von Holocaust und Nachkriegszeit beziehen kann, beide „Leidensspuren“, die der Opfer des Holocaust und ihrer Nachkommen sowie die der Kriegskinder, bewahrt werden müssten.

Im zweiten Abschlussvortrag formulierte *Jörn Rüsen* (Essen) Leitlinien einer zukünftigen europäischen Geschichtskultur, die ihren Fokus in der „europäischen Katastrophe des 20. Jahrhunderts“ habe und multizentrisch und multiperspektivisch ausgerichtet sein müsse. Nur wer „vergangenheitsfähig“ sei, könne auch „zukunftsfähig“ werden.

Die abschließende Podiumsdiskussion, die weniger durch kontroverse Positionen als vielmehr dadurch gekennzeichnet war, dass sie viele Aspekte des Kongresses bestätigend resümierte, bestritten neben Moderator *Jürgen Reulecke* *Margarethe Mitscherlich*, *Helga Hirsch*, *Hilke Lorenz*, *Hartmut Radebold*, *Karol Sauerland*, *Lutz Niethammer* und *Hilmar Kopper*.

Thomas Kailer (Köln/Gießen)

#### **Copyright**

Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen  
in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2005.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Aldringenstraße 11, 80639 München  
Telefon: 089 – 13 47 29, Fax: 089 – 13 47 39  
E-Mail: [info@ahf-muenchen.de](mailto:info@ahf-muenchen.de), Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

#### **Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:**

AHF-Information. 2005, Nr.056  
URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2005/056-05.pdf>